

Erzählcafé

am 21. September 2022

Zeitzeugen erzählen



Erzählerin: Eva Carsch

Eine Kindheit in der Zeit des
Nationalsozialismus und
gesellschaftliche Fragen, die
sich ihr stellten

„Sie können sich vorstellen, ich bin natürlich sehr aufgeregt, aber mal gucken, wie es läuft. Ich habe im letzten Jahr einen Schlaganfall gehabt, lebe in Bethanien, und meine Stimme ist nicht mehr so zuverlässig und kräftig wie früher, aber ich hoffe, mit dem Mikrofon geht es gut. Ich werde sicher ab und zu einen kleinen Moment brauchen, um wieder sprechen zu können, und wieder den roten Faden zu finden, aber Sie nehmen das bestimmt alles geduldig hin. Mal gucken, wie es wird.

Ich will ja nicht nur über die Nazizeit und die Nachkriegszeit sprechen, die Auswirkungen der Nazizeit - sondern ich möchte auch immer Einschübe machen wenn meine Situation so war, dass ich die schnellen Veränderungen der Gesellschaft nicht kapierte und immer wieder bei mir Fragen auftauchten, die teile ich Ihnen auch einfach mal so mit, was mich an gesellschaftlichen Fragen beschäftigt hat in den 90 Jahren meines Lebens.

Ich fange mit meiner Mutter an, die gehört ja auch zu meiner Kindheit. Sie ist hier in Braunschweig aufgewachsen, der Vater war Richter am Oberlandesgericht und sie wuchs mit vier Geschwistern auf, zwei waren ein bisschen aufsässig und suchten die Freiheit. Ihr Bruder Georg machte erst noch seinen Doktor phil. in Göttingen und ging dann mit einer Gruppe in das Amazonasgebiet, meine Mutter hat es aber nur bis Berlin geschafft. Nachdem sie das Lyceum beendet hatte, ist sie nach Berlin ins Lettehaus gegangen, nach dem Ersten Weltkrieg, und das war für eine Frau gar nicht so das Übliche. Berlin sowieso nicht, die Eltern waren sicherlich nicht sehr entzückt, aber es zog sie in die Freiheit. Im Lettehaus hat sie dann Fremdsprachenkorrespondentin gelernt, war im Ausgleichsamt und musste das verlassen, als sie geheiratet hat. Sie hatte in Berlin Hellmuth Carsch geheiratet oder erstmal kennengelernt, das ist mein „Namensvater“, ein bisschen verwirrend, nachher erzähle ich dann auch noch von meinem Vater, und Hellmuth Carsch war aus dem ersten Weltkrieg gekommen und seine Freunde sagten alle: „Der ist ja total verändert, was ist mit diesem Menschen passiert?“ Er hatte nur noch

einen Lungenflügel und die Ärzte sagten, es wäre gut, wenn man in warmen Ländern leben würde, und dann sind sie nach Italien gegangen; meine Mutter konnte fließend italienisch. Dort wurde der erste Sohn geboren, der Ludwig, in Triest, und dann kriegte meine Mutter leider eine schwere Typhuserkrankung, sie musste lange im Krankenhaus sein, und irgendwann ging es dann finanziell nicht mehr, dann mussten sie wieder nach Berlin zurück. Das war ja eine Zeit, jetzt kriegen wir Ängste, dass so was wiederkommt: Weltwirtschaftskrise, Inflation, Arbeitslosigkeit, die haben wir zum Glück noch nicht, es gab nicht so eine Unterstützung wie heute, man kann oder will sich das Leben damals gar nicht so vorstellen, das die Großelterngeneration und die Eltern so hatten, nach dem ersten oder zweiten Weltkrieg, was die alles erlebt haben. Man konnte die Mieten nicht zahlen, man zog dauernd um, und als meine Mutter drei Kinder hatte, lebte sie zum Beispiel einmal im Sommer im Wald, am Rand von Berlin, weil sie in dem Haus die Miete nicht mehr zahlen konnte und die Menschen dort natürlich die Miete brauchten. Meine Schwester und ich haben später dieses Haus besucht, und die Menschen dort wussten noch von ihren Eltern aus Erzählungen, wie die Mutter immer das Wasser holte und so weiter. Es war wirklich überhaupt nicht zu vergleichen mit dem, was wir in den letzten Jahrzehnten hier für ein Leben hatten, was diese Menschen damals mitgemacht haben.

Mein „Namensvater“, Hellmuth Carsch, war Journalist in Berlin und hatte einen Band Gedichte veröffentlicht, „Der Knabe“ hieß der, und ein Schauspiel von ihm wurde in Königsberg aufgeführt. Er verliebte sich dann in eine Schauspielerin aus Österreich und trennte sich von unserer Mutter, aber, und hier mache ich einen kleinen Sprung zurück, als er um die Hand meiner Mutter anhalten wollte, hier in Braunschweig, wurde er ziemlich rüde an der Tür, ja, verabschiedet kann man nicht sagen: mit einem Halbjuden wollte man nichts zu tun haben. Das war einfach damals die allgemeine Einstellung. Egal wann man gelebt hat, es gab ja immer die Phasen, wo die Bevölkerung gegen die Juden war. Hellmuth

Carsch hat dann in Österreich noch einmal eine Familie gegründet, mit Kindern. Als dann die Nationalsozialisten nach Österreich kamen, ist er emigriert, nach Panama, und hat erst noch Briefe geschrieben, die blieben dann aus. Nach dem Tod der Mutter wollte er die Kinder eigentlich rüber holen, und meine Schwester hat nach dem Krieg erfahren, dass er bei einer Naturkatastrophe, wie ganz viele Menschen, umgekommen war. Sein Vater, der in Berlin lebte, ist als Jude im KZ Theresienstadt ermordet worden.

Das war eine meiner Fragen, wieso immer wieder diese Ablehnung und dieser Hass gegen die Juden kamen. Ich habe da nie tief geschürft, aber meine Vorstellung war so: seit etwa 3.500 Jahren gibt es den jüdischen Glauben, und von Anfang an haben sie nicht, wie die anderen Völker, die Vielgötterei gehabt, sondern die Juden haben immer darauf bestanden, ihren einen Gott zu verehren. Sie haben dadurch immer schon eine Außenseiterstelle gehabt, und Außenseiter sind, denke ich, sehr prädestiniert, Sündenböcke zu werden. Sie waren für alles Mögliche über Jahrtausende die Sündenböcke, ob es nun die Pest war oder was auch immer, das waren dann immer die Juden. Es gab ja auch Zwischenzeiten, wo es ihnen gut ging, und dann waren sie ja auch von bestimmten Berufen ausgeschlossen, sie durften nur bestimmte Berufe zum Teil haben. In den Berufen, in denen sie tätig waren, zum Beispiel im Bankwesen, haben sie es zum Teil weit gebracht, zum Teil wurden sie auch sehr wohlhabend dadurch, und natürlich weckt das auch sehr den Neid. Ich denke, da sind so viele Dinge, die für sie schwierig waren, und ich bewundere sie, dass sie trotz dieser ganzen Ablehnung und dem Hass, bis dahin, getötet zu werden, immer an ihrem Glauben hingen und der Glaube ihnen so wichtig war, dass sie wirklich dazu standen, das finde ich schon bewundernswert. Meinen Namen Carsch mochte ich natürlich nie. Ich habe irgendwann gelesen, dass die Juden in einem der Jahrhunderte dazu gezwungen wurden, Nachnamen anzunehmen, und je nachdem, ob der Beamte sehr judenfeindlich war oder nicht, gab er dann Namen, die nicht schön waren. Wenn man Geld hatte, konnte man

sich auch einen anderen kaufen, oder noch einen Buchstaben dazu: als ich das gelesen habe, habe ich mich versöhnt mit dem Namen und hab mir gedacht, das ist nur eine kleine, negative Sache, die Juden haben was ganz Anderes auszuhalten.

In Berlin war eine Künstlerkolonie gebaut worden, wo meine Mutter und ihr Mann auch wohnten, da wohnte ganz viele Juden, auch SPD - Mitglieder und Kommunisten. Was mich erschüttert hat: bereits 1928 konnten in Berlin Menschen nicht allein von der U – Bahn nach Hause gehen, weil die Vorläufer der SA sie schon zusammenschlugen. 1933 hat man in der Künstlerkolonie Razzien gemacht und die erste Bücherverbrennung, und eine Woche nach der ersten Bücherverbrennung waren viele der Bewohner, die dort lebten, geflüchtet.

Meine alleinerziehende Mutter ging dann von Berlin weg, um mit den drei Kindern zu überleben; sie selbst war noch als Lektorin im Ullstein – Verlag tätig gewesen, dort musste sie aufhören, weil der Verlag am 30.6.33 „arisiert“ wurde, so dass es mit dem Geldverdienen ganz schwierig war.

Weil die Wohnungen in Berlin so teuer waren zog meine Mutter mit den drei Kindern im Sommer in ein Dorf an der Ostsee, wo auch die Ernährung preiswerter war. Im dritten Sommer dort schrieb sie ihrem getrennt lebenden Mann, wie einsam sie sei und wie sehr ihr der Kontakt zu Erwachsenen, zu Gesprächspartnern, fehle. Sie war ja in Berlin in einem großen Freundeskreis von Künstlern gewesen. Und Hellmuth Carsch überlegte dann und sprach einen Freund der Familie an, einen Physiker, arbeitslos wie fast alle, und der fuhr hin und wollte ihr Gesellschaft leisten. Sie kannten sich schon viele Jahre, er war in der Familie der „Onkel Hans“. Beide gingen jetzt eine Verbindung ein, aus der mein Zwillingbruder Johannes und ich entstanden. Onkel Hans hatte sich immer viel um die drei Kinder ältesten Kinder unserer Mutter

gekümmert, weil er ja viel mehr Zeit hatte als die Eltern. Die Mutter hatte als Lektorin Geld verdient.

Er war ein ganz besonderer Mensch. Er war Physiker und hatte genauso viel mit Mathematik und anderen Bereichen zu tun gehabt. Seine Freunde nannten ihn immer „den zweiten Einstein“, er sprach 10 Sprachen, Sanskrit, er spielte Musikinstrumente, ohne sie gelernt zu haben, er hatte Freude mit Kindern, zu zaubern und zu rezitieren und zu singen. Aber er war ein Sieben - Monats - Kind, und die Sieben – Monats – Kinder sind oft etwas ungewöhnlich. Er hat nie geheiratet, wäre auch nicht gut gegangen, denke ich, was andere Menschen sagten war ihm piepegal, das fand ich furchtbar, als ich ihn dann kennenlernte, aber gut. Meine Sozialberufe, die fand er auch furchtbar, damit konnte er überhaupt nichts anfangen.

Zur Geburt 1932 war meine Mutter dann wieder in Berlin zurück, wir waren ja leider nicht nur ein Kind, sondern sogar zwei, da tat sie mir dann hinterher sehr leid, aber so ist das Leben. Keiner von uns lebt nur vernünftig. Der „Namensvater“ nannte uns immer „die kleinen Krabben“, er besuchte manchmal noch die Familie, aber es war für die Mutter alles sehr, sehr schwer, das Leben. Sie hat dann noch ein gutes Jahr lang mit uns fünf Kindern in Berlin gelebt, dann ging das da auch nicht mehr, und sie ist nach Kiel gezogen, wo sie Bekannte hatte. Und als wir Zwillinge ungefähr anderthalb Jahre alt waren, hat sie leider erfahren, dass sie leukämiekrank ist, sie wusste auch, was das bedeutet. Sie war dann sehr viel im Krankenhaus, und wir fünf Kinder wurden verteilt in Pflegestellen, und ich weiß, dass der Vater uns nach Berlin abholte, uns aber dann nicht auslösen konnte, weil er das Pflegegeld nicht bezahlen konnte, das waren alles Situationen: ich weiß nicht, wenn ich mir das immer vorstelle, die armen Pflegeeltern, die uns nicht loswurden, das ist schon schwierig. Unsere Mutter starb dann, mit 39 Jahren, im Dezember 1936, und wir fünf Kinder wurden dann verteilt, in Heimen, der Älteste kam zunächst zum Vater nach Österreich, später

kam er in ein jüdisches Heim in Süddeutschland. Der zweite, Said, der jüdische Name wurde dann später in Andreas umgewandelt, Said und mein Zwillingbruder Johannes kamen nach Hamburg, in ein Heim, und Susanne, meine ältere Halbschwester und ich, wir kamen nach Potsdam in ein Heim. Sie war sieben Jahre alt, ich war fünf Jahre alt geworden.

Und ich sage jetzt mal zu Potsdam: mir war nie so klar, dass ich Schönheit so wichtig finde für uns Menschen. Potsdam ist so schön, ich habe vor kurzem ein Buch gelesen von einem, der viel in der Welt herumgekommen war, und ich war ganz glücklich, als der schrieb, eine der drei schönsten Städte, die er gesehen hat, war Potsdam. Sanssouci finde ich viel zu künstlich, aber die Ecke, in der unser Heim war, am Neuen Garten, Cecilienhof, Heiliger See, Jungfernsee, ich fange gleich an, zu schwärmen. Ich habe fast das Gefühl, dass diese schöne Umgebung, die Architektur, die Parks, das Wasser, dass das alles wie heilend war. Das Heim war natürlich furchtbar streng, wie das früher überall war, die Eltern waren früher ja auch oft ziemlich streng, und ich habe zum Teil Sachen gehört, als Familientherapeutin, wo mir wirklich der Atem stockte, wie streng Eltern oft waren.

Im Heim war eine Oberin, die sehr streng war, mit einer Brille vorne auf der Nasenspitze, wenn sie aus ihrer Tür herauskam und mich rief wusste ich: die Schule hat wieder angerufen, Eva hat wieder ihre Arbeiten nicht gut gemacht und die Englischvokabeln nicht gut gelernt. Die Andere war eine Schwester, beide waren Christinnen, standen unter Beobachtung der Nazis, weil sie jüdische Kinder im Heim hatten. Die meisten jüdischen Kinder konnten noch nach England gebracht werden, aber wir haben nach dem Krieg erfahren, dass sie im Kutscherhaus auch eine jüdische Familie versteckt hatten, die waren dort, bis die Russen kamen. Den Mut dieser beiden Frauen, den bewundere ich restlos; die Angst, die Angst, die sie gehabt haben müssen! Wir waren 24 Mädchen, und auf derselben Straße gab es die Kaiserin Augusta Stiftung, und wir wurden später zusammengelegt, da wurde der Film gedreht: „Mädchen

in Uniform“, wir gingen ja tatsächlich in Uniform, Zweierreihen hintereinander, die Straße hinunter, eine lange Schlange. Morgens gab es, wenn wir zum Frühstück kamen, ein Kirchenlied und eine kurze Lesung als Andacht, von der ich sicher nichts kapiert habe. Sie haben nie mit uns über Glauben gesprochen, aber für mich war das so grundlegend, was die vermittelt haben an Haltung, das war für mich wahnsinnig beeindruckend, trotz ihrer Strenge. Zum Beispiel weiß ich, dass ich mit dem Teppichklopfer versohlt wurde, im Büro, weil ich Altpapier im Sack zur Feuerwehr fahren sollte und ich hatte im Leiterwagen, da gibt es so ein Schiebeding, das hatte ich nicht drin und das sollte ich aber drin haben, und dann kriegte ich erstmal ordentlich Prügel mit dem Teppichklopfer. Gehorsam und nicht Lügen waren ja wirklich Erziehungsideale, und dann ist meine Frage an die Gesellschaft damals gewesen: wie passt das eigentlich zusammen, dass wir nicht lügen durften, und ich hatte immer furchtbare Angst, dass meine Lügen entdeckt wurden, das war ja ganz schlimm dann, aber die Erwachsenen: die durften lügen. Also egal, dass ich ein Kind von jemand anders war: es wurde einfach gelogen. Und ich fragte mich dann auch, als ich das alles so ein bisschen klarer bekam, waren die Menschen zu feige zu dem zu stehen, was war, oder war die Gesellschaft so streng untereinander, dass sie wirklich befürchten mussten, dass ihnen sonstwas passierte, wenn sie bei der Wahrheit blieben. Also ich fand das doch sehr fragwürdig. Und ich frag mich auch heute noch so, ja ein bisschen lügen und nenne das kleine Notlügen, aber so richtig deftig zu lügen, das finde ich doch ziemlich schwierig, weil einfach das Vertrauen verloren geht.

Im Heim war man in verschiedenen Schlafzimmern, und meine Schwester war natürlich vom Alter her in einem anderen. Wir haben dann, als der Krieg anfang, natürlich fast nur noch im Keller geschlafen, weil die Flieger und die Bomber, die nach Berlin flogen, ständig einen Alarm auslösten. Es fiel ganz viel Schule aus, es fehlten Lehrer, es waren ja kalte Winter, die Schulen konnten nicht geheizt werden, dann fiel auch die Schule aus... meine Allgemeinbildung ist unter aller Kanone,

und ich habe es auch später nie geschafft, neben meinen Berufen und weiteren Ausbildungen noch irgendwas nachzuholen, und das fand ich eigentlich immer ziemlich traurig. Aber das war im Krieg und in der Nachkriegszeit wirklich so, dass ganz viel Schule ausfiel. Bis in die 60er Jahre durften die Hälfte der Lehrer nicht mehr arbeiten.

Was war noch in der Heimzeit? Jeden zweiten Sonntag mussten wir zur Kirche gehen, und das war ein Deutscher Christ, der uns natürlich seine Nazigedanken versuchte, zu vermitteln, und ich denke, die beiden Frauen fanden das alles nicht gut, aber mussten aus Klugheit, um nicht aufzufallen, eben doch solche Sachen machen.

Dann erinnere ich mich aus dieser Zeit, dass wir ab und an zu Weihnachten bei den Großeltern in Braunschweig zusammen sein konnten und uns sahen, wir Geschwister, einmal waren Susanne und ich Weihnachten in Fulda, bei der Schwester unserer Mutter, die drei Kinder hatte und deren Mann Arzt war, der schon sehr früh im zweiten Weltkrieg gefallen war. Wir waren mit dem Schlitten in der Rhön, und Fulda wurde bombardiert, und wir zogen dann kilometerlang bis in die Nacht hinein nach Fulda, in diese brennende Stadt. Wenn ich daran denke, puh, da wird mir ganz anders. Diese Häuser, die da brennend zusammenfielen: das war alles furchtbar. Eine Frau aus dem Haus erstickte im Bunker mit hundert anderen Menschen, für Kinder war die Angst das tägliche Leben, egal ob es die strenge Erziehung war oder ob es die Atmosphäre der Angst durch die Nazis war oder ob es der Krieg war mit den Bomben: es war einfach alles schlimm, aber man überlebte und alle anderen machten das ja auch mit. Man war ja da kein Einzelfall. Ich denke, dass das auch irgendwie dann so eine Selbstverständlichkeit ist für Kinder, die das gar nicht anders erlebt haben.

Als Zehnjährige ging man in die Jungmädelschar und machte jede Woche Päckchen für die Soldaten und strickte Socken, und bei den Socken fällt mir ein, dass ich als Kind immer geweint habe, in den Wintern, weil ich so viele Schmerzen hatte durch die Frostbeulen an den

Füßen und Händen, das kennen die Älteren Menschen hier vielleicht auch, aus der Zeit. Wir hatten einfach keine warme Kleidung im Krieg und danach. Wir mussten sonntags immer nach Sanssoucis gehen und das war im Winter eigentlich gar nicht schön.

Ja, die Nazis... wir mussten natürlich die Nazilieder singen, „unsere Fahne flattert uns voran“ und „Führer befehl, wir folgen dir“ und alles Mögliche, aber sonst so, da haben die uns eigentlich sehr beschützt da in dem Heim. Also ich denke schon, wenn man in der Familie war und die Eltern vielleicht nazistisch waren, dann hat man da als Kind wahrscheinlich sehr viel mehr mitbekommen.

Irgendwann im Februar 45, bevor die Russen kamen, wurden alle Kinder, alle Mädchen aus dem Heim, die eine westliche Adresse hatten, in die Züge gesteckt. Es war wirklich so, dass man, ich war ja 13 Jahre, Susanne 15, mit einem Kofferchen in die Züge reingedrückt wurden, und oben, trotz sehr kaltem Februar, waren die Menschen auf den Dächern, um wegzukommen. Diese Fahrt hat über 24 Stunden gedauert, mit sechsmal Umsteigen, und ich weiß noch, wenn die Flak neben uns stand, wenn die dann losschossen, auf diesen ganzen Strecken, dass das immer furchtbar ängstigend war. Die Tiefflieger kamen dauernd, es war wirklich eine große Angstpartie immer.

In Lutter am Barenberge, hier im Salzgittergebiet, war ein Bruder meiner Mutter Richter, aber natürlich war er Soldat und nicht da. Der Großvater war in Braunschweig ausgebombt, in dieser ganz schlimmen Nacht da im Oktober, und er war in Lutter am Barenberge in die Wohnung seines Sohnes gezogen, und da fanden wir dann unser Zuhause. Wir fuhren dann immer nach Salzgitter mit der Bahn zur Schule, zum Gymnasium, und das war wirklich eine Schrecksituation, weil dieser Weg vom Bahnhof oben, auf dem Berg, zwei Kilometer durch Felder, nach Lutter unten ging – die Tiefflieger kamen regelmäßig und beschossen uns, sowohl die Züge als auch uns Menschen, und das waren ja wirklich nur Frauen und Kinder, die da rumliefen, und wir kamen oft völlig verdreckt

zu Hause an, weil wir natürlich auf den Boden gingen. Ich habe immer gedacht, wie ist es möglich, dass Menschen auf Frauen und Kinder schießen, das konnte ich nicht verstehen. Ich denke, dass diese Menschen auch später, von ihrem Gewissen her, sicher große Schwierigkeiten hatten im Alter, wenn sie zur Ruhe kamen, und manches überdacht haben, was sie getan haben. Damals waren sie sicher „der Feind muss vernichtet werden“, und ich weiß nicht was für Parolen, die Propaganda war ja so, dass sie wirklich die Menschen verändert hat in ihrem Kopf. Ich wäre sicher auch Mitläuferin gewesen und hätte in der Nazizeit nichts riskiert. Ich habe gelesen, dass man innerhalb von hundert Tagen nach der Machtergreifung keine Chancen hatte, etwas dagegen zu tun, das war ja alles so gut vorbereitet.

Ja, das war Lutter am Barenberge. Dann mussten wir aus dem Amtsgericht raus, weil das abbrannte, die Amerikaner hatten ihre Küche in dem großen Flur des Amtsgerichtes eingerichtet, und ich sehe meinen Großvater da auf einem Stuhl im Hof des Amtsgerichtes sitzen, vor dem brennenden Amtsgericht, wo er ja sein zweites Zuhause hatte, und ich hab so gedacht, obwohl ich ja damals noch nicht so viel nachdenken konnte: „Wie Hiob sitzt er da“. Alles zerstört, die Großmutter war ja schon lange vorher im Marienstift verstorben, nach einer Beinamputation, ein Sohn war gefallen, eine Tochter gestorben, also so wie er dasaß, das werde ich nie vergessen.

Wir zogen dann vom Amtsgericht in die Domäne, die Domärentochter war die Schwiegertochter meines Großvaters, und im Juli 45 wurden wir nachts durch Schüsse wach. Wir wussten, dass die ehemaligen Zwangsarbeiter aus Polen u.s.w., die in den Baracken in Salzgitter lebten und in der Kriegszeit dort arbeiten mussten, dass die wirklich ganz viele Dinge anrichteten, mit Morden und so weiter. Unser Großvater wurde im Nebenzimmer erschossen, auch der Domänenpächter. Susanne und ich wollten erst noch aus dem Fenster springen, zum Glück haben wir das nicht getan, weil unten auch Zwangsarbeiter waren, das war viel zu

hoch und da unten Steine, das wäre schlimm geworden. Wir sind dann unter die niedrigen Ehebetten gekrochen, und als dann die Polen auch in unser Zimmer kamen und in die Nachttische und so guckten, da haben wir aus Todesangst so geklappert, dass wir dachten, die müssen uns doch hören. Dann fiel noch irgendwas aus dem Nachttisch unters Bett... ja, aber die haben uns nicht bemerkt, und das war dann auch wieder so eine Schreckensnacht. Wir sind dann auf einem offenen Lastwagen mit dem Sarg nach Stadtoldendorf gefahren, wo unser Familiengrab ist, ja, es war eine furchtbare Zeit.

Der Bruder meiner Mutter, der da Richter war, kam dann aus dem Krieg zurück und 1945 haben wir noch dort gelebt, auf dem Feld ganz viel Rüben gehackt, Kartoffeln geklaubt, und Kartoffelkäfer gesucht, eklig war das. Meine Schwester hatte vorher im Gipsbett gelegen, mit Skoliose und Scheuermann, und ich kriegte als Jugendliche dann auch ein Stützkorsett, das war einfach diese wahnsinnige Unterernährung, die wir als Kinder erlebt hatten, und wir haben viel geweint nach diesen Arbeiten, weil wir uns ja viel bücken mussten und so weiter.

1946 hat der Onkel Gerhard, der dann später auch hier in Braunschweig Richter war, uns ein möbliertes Zimmer in Goslar besorgt, ich war damals vierzehn, Susanne sechzehn, und wir haben gehungert und gefroren, wie das 1946 war, die kalten Winter damals. Ich weiß noch, dass wir uns einmal einen Leiterwagen geliehen haben und versucht haben, Holz aus dem Harz zu holen. Die Engländer hatten ja die Bäume alle gefällt und zu sich schiffen lassen, und die Bevölkerung durfte dann versuchen, die Wurzeln aus der Erde zu holen. Susanne und ich haben versucht, auch so eine Wurzel zu kriegen, das war mit unseren Kräften alles kaum zu schaffen. Aber irgendwas haben wir nach Goslar reingefahren. Wir kriegten als Kinder Quäker – Schulspeisung; wir waren so hungrig, dass die schmeckte, obwohl: ich glaube, die hat nicht wirklich geschmeckt. Mittags gingen wir mit einem Henkeltopf zur Suppenküche und waren froh, dort eine Suppe zu bekommen. Und die

Kartoffeln, das weiß ich noch, die haben wir auf der Briefwaage abgewogen, damit die auch ja reichten. Also, es werden jetzt wieder schwere Zeiten kommen, aber ich denke und hoffe, dass die nicht so schwer werden wie damals die Zeiten.

Susanne war immer die Klassenbeste, und ich hatte eine schwere Legasthenie und war immer die Doofe. Ich konnte gar nichts. Ich konnte weder Rechtschreibung noch später englisch, und dann hatte man auch erst gemerkt, als ich neun Jahre alt war, dass ich stark kurzsichtig war, ich weiß nicht, ob ich in der Schule an der Tafel überhaupt etwas gut erkennen konnte, ich kriegte in der Schule dauernd Ermahnungen, also es war... als ich später hörte, dass es Legasthenie gibt und dass ich die ja eindeutig hatte... ich gucke noch jetzt nach Worten, die ich tausendmal geschrieben hatte: Familie: wird das beim ersten i auch mit einem e dahinter geschrieben? Aggression, Depression... Worte, die ich tausendmal durch meinen Beruf schreiben musste, gucke ich immer noch nach, es ist nicht zu fassen. Dass man so eine Teilleistungsschwäche haben kann. Ja, Rechenschwäche wurde früher auch nicht erkannt, und als Kind? Da war man einfach doof, und natürlich, faul war man auch, weil man ja nicht so gut lernte. Ich kriegte dann Englisch – Nachhilfe, und ich weiß noch, dass die junge Frau sagte, ich sollte mal das englische Alphabet aufsagen, da habe ich im Stillen gedacht, ich war da so elf, zwölf Jahre, „wenn die wüsste, dass ich nicht mal das deutsche Alphabet kann.“ Aber ich hab ja immer versucht, das irgendwie zu übertünchen, dass die das ja nicht merkten, wie doof ich war.

Ja, dann waren wir also in Goslar, Susanne machte da ihr Abi und ging dann hier zur Kanthochschule, und ich machte nur Mittlere Reife, weil ich ja „doof“ war, und dann ging es nach Braunschweig. Ich wollte unbedingt einen Beruf mit Kindern haben, und damals, 1950, war ja die Wohnungsnot noch sehr groß und ich war froh, dass man als Kinderkrankenschwesternschülerin hier in der Ludwigstraße, wo es noch

eine zweite städtische Kinderklinik gab, ein Schwesternheim hatte. Also das war vielleicht auch streng! Zehn Stunden am Tag arbeiten, vierzehn Tage Urlaub im ganzen Jahr, sonnabends haben die Verwaltungsleute gearbeitet, Schule war natürlich auch Sonnabend... also wir führen ein Traumleben in den letzten Jahrzehnten, kann ich nur sagen. Und wir waren ja alle durch den Krieg angeschlagen, sowohl ernährungsmäßig, gesundheitlich, also, es war schon sehr anstrengend.

Als ich 16 Jahre alt war, in Goslar, sagte mir ein Cousin, wie das so üblich ist in Familien, dass ich gar nicht denselben Vater wie Susanne hätte, das wusste ich bis dahin gar nicht, der Onkel Hans war Onkel Hans, der hatte uns auch noch in Potsdam besucht und dann wurde ihm vom Großvater der Umgang verboten, er hatte ja auch keine Rechte, auf dem Papier war er ja nicht Vater, und später, als ich das erfuhr, war ich sehr sauer auf meinen Großvater. Denn das war schön: Onkel Hans kam mit Geige und Russisch Brot und hat mit Susanne und mir gespielt, und auf einmal blieb er weg. Und als ich das als Sechzehnjährige erfuhr, konnte ich mit Susanne darüber reden, die hatte das vom großen Bruder erfahren, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass sie nicht arisch war und das mit den beiden Vätern und die hat dichtgehalten: für mich fassungslos für ein Kind, mit solchen Geheimnissen, also ich hab sie nur bewundert als ich das später erfuhr. Ja, und mit einer Freundin konnte ich darüber reden, aber ich war natürlich erstmal völlig durcheinander, und weil ich wusste, dass der Onkel da auf keinen Fall mit einverstanden war, da habe ich dann heimlich nach Berlin geschrieben, ans Meldeamt, und hab ihn dann in Konstanz gefunden, da war ich so 16, 17, da hab ich ihm geschrieben und bis er starb, mit 80 Jahren, hab ich ihn ab und zu besucht und wir hatten Kontakt. Und der Onkel sagte, er verbietet mir, dass ich das Wort „Vater“ sage. Und da hab ich gedacht, was sind das für Menschen mit diesen Tabus immer.

Meine Mutter hatte damals ihren Eltern von der Situation geschrieben. Sie, ihr getrennt lebender Mann und mein Vater hatten damals

beschlossen, aus Rücksicht auf die Eltern meiner Mutter und Zwillinge offiziell als ehelich gelten zu lassen. Also die Tabus strengen ja so furchtbar an, dass man sich nicht verplappert und das muss ja so schlimm sein, dass man darüber nicht mal sprechen darf über die Sachen, dieses Tabu ist ja viel schlimmer als die Sache selbst. Ich konnte das überhaupt nicht verstehen: Lügen ist das eine, aber ein Tabu, nicht über die Dinge reden, ist ja nochmal was anderes. Ich fand es furchtbar, dass so viel Geheimnisvolles war, also die Leichen im Keller in Familien, wie die alle belastet haben. Ich hab natürlich trotz Tabu den Kontakt gehalten und hab immer gedacht: „was ist das? Vor wem hat man da so viel Angst“, diese so genannte Gesellschaft, die Leute sagen, die Leute dürfen nicht wissen... also ich finde das Wort „die Leute“ sowieso nicht schön, ich finde, das ist so ein bisschen überheblich, da bin ich nicht dabei. Ich denke immer, warum sprechen die Menschen nicht von Menschen? Aber ich selbst sag auch oft „die Leute“, weil es so üblich ist, und wenn ich es merke, verbessere ich mich, ja, aber ich finde es nicht schön, das Wort, ich denke, es müsste auch nicht sein. „Die Leute“, was die sagen, ich glaube, das war früher sehr viel schlimmer und ich bin ganz glücklich, dass sich die Zeiten verändert haben und heutzutage man doch viel freier zu den Dingen stehen kann die einfach geschehen bei uns Menschen, weil wir alle nicht vollkommen sind und weil wir nicht immer vernünftig leben und so weiter.

Jetzt komme ich auf meinen Beruf zurück, auf meinen Wunsch, mit Kindern was zu machen, Kinderkrankenschwester. In der Zeit, 1950, war ich 18 geworden. Hier in Braunschweig lernte ich einen Juristen kennen, nach einer gewissen Zeit verlobten wir uns auch, aber ich kriegte dann das Muffensausen und habe mich für ein Jahr in die Schweiz abgesetzt mit der Begründung, ich weiß ja überhaupt nicht, wie das in der Familie zugeht, ich muss erstmal lernen, zu kochen und so was alles, und er ging ein Jahr in die USA, um Strafvollzug kennenzulernen, und dann trafen wir uns wieder in Braunschweig, und ich war genauso unsicher und hab gedacht: „nee, das kriege ich niemals hin.“ Ich hab mich dann entlobt,

und auch das war eine Frage, die ich damals an die Gesellschaft hatte:
„Warum macht ihr das den Menschen so schwer?“

Ich gebe ein Eheversprechen, dass ich dir treu bin und dass ich dich liebe bis der Tod uns scheidet... wie soll ich denn sowas versprechen können, das ist doch unmöglich. Auch als Christin habe ich mir das überhaupt nicht zugetraut, da lasse ich lieber die Finger davon. Und ich bin auch heute noch glücklich: durch meinen Beruf war ich so ausgefüllt, eine Ehe hätte nicht sein müssen, ich bin ungeduldig und der arme Mann hätte sehr unter mir gelitten, da bin ich ganz sicher.

Dieses Eheversprechen, was für mich gar kein Versprechen ist, der Wortlaut ist: eine Willensbekundung: „ich will“, ja und wenn ich das nicht schaffe, und ich sage mal vor 150 Jahren sollen die Menschen durchschnittlich acht Jahre eine Ehe gehabt haben, dann ist die Frau an den vielen Kindern, am Kindbettfieber gestorben, oder sie ging zur Engelmacherin und starb, oder der Mann verunglückte oder als Soldat war er tot: acht Jahre haben die zusammengelebt. Damals war eine Lebenserwartung von 40 Jahren, das lag aber auch an dieser hohen Kindersterblichkeit, natürlich sind die ein bisschen älter geworden, aber ein Glück nicht so alt wie wir heute, dass wir noch eine Demenz bekommen vielleicht, hoffentlich nicht. Nochmal zu diesem Eheversprechen zurück: ich finde, die Gesellschaft hat wirklich einen Druck ausgeübt, der einfach unfair war den Menschen gegenüber, und ich freue mich, dass es jetzt leichter ist, sich scheiden zu lassen.

Als ich mich entlobt hatte dachte ich: der Körper ist wichtig, Kinderkrankenschwester, aber so richtig helfen kann ich den Kindern damit auch nicht, dann werde ich jetzt mal Sozialarbeiterin. Ich bin dann zur Sozialarbeiterausbildung nach Köln gegangen und war dann zehn Jahre hier im Jugendamt im Innendienst. Da hatte ich unter anderem Stellung zu nehmen nach geschiedenen Ehen, wem die Kinder zugesprochen werden. Und der schuldige Teil sollte das möglichst nicht werden, und das fand ich alles immer sehr... unbarmherzig, kann ich

sagen, dieses „dreckige Wäsche waschen“, wer ist der Schuldige, das war immer alles ganz, ganz furchtbar. Die Frauen verdienten ja oft damals noch kein Geld, hatten keinen Beruf, waren abhängig vom Mann, konnten sich nur trennen, wenn sie nachweisen konnten, dass er sich ehewidrig verhalten hatte, was gar nicht so leicht nachzuweisen war, es war nicht gut. Und ich war so glücklich, als es dann das Zerrüttungsprinzip gab, dass also nicht mehr bei einer Ehescheidung nachgefragt wurde, wer ist schuldig, sondern die Ehe ist zerrüttet und es hat keinen Sinn mehr, dass man zusammenbleibt. Ich hab mich immer getröstet, dass auch Jesus gesagt hat, um der Schwachheit wegen kann es einen Scheidebrief geben, wir Menschen sind halt so. Heutzutage entwickeln wir uns ja auch ganz anders also früher, und dann noch zusammen zu bleiben, wenn es nun wirklich nicht mehr geht... Manche Mütter haben mir gesagt, wegen der Kinder bleiben sie zusammen, und dann habe ich immer gesagt: „Glauben Sie wirklich, dass es für die Kinder gut ist, wenn Sie sich gegenseitig gar nicht mehr respektieren können?“, aber wie gesagt, viele hatten dann doch auch Angst, auseinanderzugehen.

Ja, dann war ich zehn Jahre lang Sozialarbeiterin, aber mit dem Innendienst... nee, hab ich gedacht, immer am Schreibtisch sitzenbleiben will ich auch nicht, ich will direkt mit Kindern oder Familien oder Jugendlichen zu tun haben. Und dann wurde mir angeboten, dass ich die Nachfolge vom Leiter des Großen Waisenhauses übernehme, 250 Kinder. Ich hatte im Jugendamt unter anderem die Aufgabe, mich um die Kinder in den fünf Säuglingsheimen und im Waisenhaus um die Kinder bis zu sechs Jahren zu kümmern, und was ich da im Waisenhaus gesehen hatte, gefiel mir überhaupt nicht. Und als mir diese Stelle angeboten wurde habe ich überlegt: ich als Heimkind, eine Heimleitung, und ich werde diese Menschen, die ganz unausgebildet waren und streng zu den Kindern waren, die werde ich auch nicht wieder loswerden, und dann war es die erste Psychotherapie, die ich machte: ich wollte klären, ob das für mich sinnvoll ist. Und das

Ergebnis war, dass ich mich dafür entschied, diese Stelle nicht anzunehmen, sondern in Hannover berufsbegleitend eine Ausbildung zur Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin zu machen. Das war sehr anstrengend und teuer, mit einem vollen Beruf fünfmal in der Woche noch nach dem Dienst nach Hannover zu fahren, das war nicht so ohne. Dazu gehörte auch eine jahrelange Lehranalyse. Ich war dann nur wirklich überrascht, dass ich, obwohl ich so eine schlechte Schülerin war, dass ich diese anderen Ausbildungen doch alle gut überstanden habe.

Als ich dann ein Jahr ins Gesundheitsamt ging, um auch Nerven- und Gemütskrankheiten kennenzulernen, so hieß das damals, die Zwangsunterbringungen, diese psychiatrischen Erkrankungen, habe ich danach angefangen im Institut für Eltern- und Jugendberatung, da bin ich bis zu meinem Ruhestand geblieben.

Aber ich habe bei der Arbeit gemerkt, dass sich die Gesellschaft so verändert hatte. Es gab auf einmal ein Buch von einem Horst Eberhard Richter: „Patient Familie“. Das hatte man früher nie gedacht. Es gab viele Magersüchtige und man wusste aus den USA, aus den Therapien, dass es gut war, die ganze Familie zusammen zu therapieren, und ich habe dann über Jahre, auch wieder berufsbegleitend, eine Ausbildung als Familientherapeutin gemacht, so nach systemischem Ansatz, bei der vorigen Ausbildung, dem psychoanalytischen Ansatz geht es ja um innerpsychische Probleme, unbewusste Konflikte die man hat, wodurch man leidet und da nicht alleine rausfindet, und bei dem systemischen Ansatz bezieht man eben die ganze Familie mit ein. Und als ich dann später merkte, dass Elterngruppen wichtig waren, habe ich nochmal eine mehrjährige Ausbildung gemacht, auch berufsbegleitend, in „Themenzentrierter Interaktion“ nach Ruth Cohn, einer Analytikerin, eine Berlinerin, Jüdin, die emigriert war und die ersten Male wieder nach Deutschland kam, das waren auch sehr bewegende Ausbildungsseminare. Und mit diesem Rüstzeug... mir war es wirklich

immer sehr wichtig, dass ich in meinem Beruf möglichst gut und kompetent helfen konnte, war ich dann sehr zufrieden, und ich war sehr glücklich, dass ich wirklich nicht traurig sein musste, dass ich nicht geheiratet habe, dass ich keine Kinder habe, und ich bin einfach dankbar dafür.

Aber jetzt ein Schlussgedanke: Diese Nazilieder, die wir als Kinder gerne gesungen haben, die waren ja immer sehr aufrüttelnd: der Führer wollte ja, dass wir Jugend hart wie Kruppstahl und zäh wie Leder sind. Die Lieder haben bestimmt auch was vermittelt, weil man die als Jugendlerner ja auch gerne sang, aber sie haben mich im Leben wirklich kaum beeinflusst, während diese Kirchenlieder, die wir morgens gesungen haben: die haben mir einen starken Glauben vermittelt. Ich hatte ja überhaupt keine persönliche Beziehung in diesem Heim, die beiden Frauen waren völlig beschäftigt und man konnte mit niemandem reden, man konnte auch nichts fragen, ich glaube zwar, dass das in vielen Familien auch so war, dass die Kinder nicht viel fragen konnten, aber das, was mir da über diese Lieder vermittelt wurde, das hat mir einen Glauben geschenkt, der mich durch das ganze Leben getragen hat. Und ich habe mich immer wieder gewundert, was für Fügungen kamen, wo ich immer dachte, das kann doch eigentlich nur Gott gewesen sein, das ist doch völlig absurd, was da jetzt geschieht, es haben sich so viel Türen geöffnet und Menschen haben mir beigestanden und mich gefördert. Natürlich gab es traurige Zeiten, aber ich kann nur sagen, dass mein Lebensgefühl eigentlich nur Dankbarkeit war.

Ich habe Ihnen zum Abschied ein Lied mitgebracht war, das ist ein Gedicht von Hölty, und Schubert hat daraus einen Kanon gemacht, und das hört sich alles so schlicht an, aber ich denke einfach, die wirklich wichtigen Dinge sind sehr schlicht, da muss man nicht groß viele Worte drum machen. Und was dieser kleine Kanon ausdrückt ist das, was ich im Leben immer wieder erfahren habe: dass es den kalten Winter, die dunklen Zeiten gibt und dass dann aber auch wieder die hellen Zeiten

kommen, und in den dunklen Zeiten habe ich immer erlebt, es waren immer auch irgendwelche Lichtblicke, wie es zum Beispiel das Christfest war, die Adventszeit im Heim, die war wunderschön gestaltet. Und das Christfest ist für mich nicht Weihnachten, weil ich nichts mit dem Weihnachtsmann zu tun habe und auch nicht mit den Weihenächten der Germanen, sondern es ist das Christfest, und ich glaube auch, die Nazizeit hat ja eine neue Konfession gegründet, „die Gottgläubigen“, die konnten ja mit dem Gott der Juden nichts anfangen, sie konnten auch mit Christus, dem Juden, nichts anfangen. Ich vermute, die Gottesvorstellung der Nazis war in Richtung germanischem Gott, und ich glaube, dass der Begriff des Weihnachtsfestes immer noch aus dieser Zeit stammt. So wie ja auch die Menschen in der DDR sehr dadurch beeinflusst wurden, dass ihnen in der Schule nichts kirchliches mehr vermittelt wurde, Religionsunterricht oder so.

Und in diesen dunklen, kalten Zeiten immer wieder auch etwas Schönes zu erleben, das ist eigentlich in meinem ganzen Leben immer gewesen, dass ich so dachte: ja, anscheinend brauchen wir Menschen dunkle Zeiten und helle Zeiten.

Jetzt sage ich Ihnen das Gedicht von Hölty:

Der Schnee zerrinnt,
der Mai beginnt
und Vogelsang
tönt überall.

Wer weiß, wie bald
die Glocke schallt
drum werde froh,
Gott will es so.

Genieß die Zeit
die Gott verleiht.

So, damit schließe ich, und ich danke Ihnen, dass Sie so lange zugehört haben.“

Fragen aus dem Publikum:

„Was ist aus Ihrem Bruder geworden, der in dem jüdischen Heim untergebracht war?“

„Am Kriegsende, da war ich 13, da lebten von den 14 Menschen, die zu meiner engeren Familie gehörten, also Großeltern, Eltern, Geschwister, nur noch vier. Von den zehn Verstorbenen waren fünf am Alter oder an einer Krankheit gestorben, wie meine Mutter. Die anderen fünf waren alle durch Krieg und Nazizeit umgekommen. Mein ältester Bruder Ludwig war im jüdischen Internat. Als das aufgelöst werden musste kam er in ein humanistisches Internat, da flog er raus, weil er Lebensmittel geklaut hatte, die er für seinen Großvater, der Jude war und in Berlin keine Lebensmittelkarten hatte, verschicken wollte. Er ist dann später Soldat geworden, in der Normandie gefallen, das heißt verschollen mit 19 Jahren. Auch der Zweite, der Said hieß und Andreas genannt wurde, wurde Soldat, die haben sich beide freiwillig gemeldet, und der ist 1945 verschollen, mit 17 Jahren an der Ostfront. Meine Schwester und mein Zwilling Bruder und ich, wir haben noch sehr lange gehofft, dass sie aus dem Krieg kommen, 1955 kamen ja die letzten Kriegsgefangenen, von Adenauer vermittelt, da war aber nichts. Meiner Schwester ist es sehr schwergefallen, ihren Vater und die beiden Brüder irgendwann für tot erklären zu lassen.“

„Hallo, Frau Carsch. Es hat mich sehr beeindruckt, was Sie erzählt haben. Für mich als junger Mensch ist es sehr schwer nachvollziehbar, ich versteh das nicht, diese Höhen und Tiefen, die Sie erlebt haben, das ist für uns junge Menschen tatsächlich nur sehr schwer nachvollziehbar. Sie haben nach diesen schweren Erfahrungen ja einen sehr sozialen Beruf ergriffen, mit Kinderpflege. So, wie ich das jetzt aus Ihren Schilderungen

erlebt habe, war das für Sie ja nicht nur ein Beruf, sondern Berufung.
Hat Ihnen das sehr geholfen, über diese schweren Erlebnisse
hinwegzukommen?“

„Hm, da muss ich drüber nachdenken. Ich weiß nicht, also am meisten
hat mir, glaube ich, wirklich der Glaube geholfen, dass ich gedacht habe,
ja, wir Menschen haben ja ein Stück Freiheit bekommen in meiner
Vorstellung von Gott, uns für Gutes oder Schlimmes zu entscheiden,
dass ich ihn nicht dafür verantwortlich gemacht habe, und dass ich da
dieses Grundvertrauen hatte, was ich durch Menschen wahrscheinlich
nicht so, durch die vielen Wechsel, die ich als Kleinkind hatte, nicht so
erwerben konnte. Aber dass ich durch den Glauben dieses
Grundvertrauen hatte, dass ich es dadurch geschafft habe. Es war für
mich in den sozialen Berufen und mit den Kindern und Familien ein
großes Geschenk, dass ich das Gefühl hatte, ich konnte ihnen oft helfen,
durch mein Fachwissen, das hat sicher sehr geholfen. Dankeschön.

Ich möchte aber noch ganz kurz einen Nachtrag machen, warum ich so
früh nach Bethanien ins Pflegeheim gegangen bin. Ich bin so glücklich,
dass ich da leben kann. Ich bin über Nacht mit Netzhautsachen auf dem
einen Auge blind geworden und auf dem anderen halb blind, und ich
hatte als Alleinlebende zu Hause so eine Angst, wenn das nochmal über
Nacht kommt mit dem zweiten Auge, wie ich das hinkriegen soll, als
blinde Frau alleine, und da ich ja im Marienstift zwanzig Jahre lang
ehrenamtliche Seelsorgerin war und die Hospizarbeit da gemacht habe
war ich sehr vertraut mit Bethanien und dem Marienstift und war sehr
glücklich, als es sich ergab, dass es auch mit dem Pflegegrad ging. Aber
dass ich da so lange lebe, das hätte ich nie erwartet, und dass mein
zweites Auge auch so durchhält, das ist für mich auch schon wieder ein
Wunder. Nur damit Sie wissen, warum ich so früh nach Bethanien
gegangen bin.“

„Ich möchte noch sagen, ich habe Frau Carsch kennengelernt, das ist,
glaube ich, acht Jahre her, weil ich mich entschieden habe, im

Marienstift als Grüne Dame tätig zu werden, und ich habe das große Glück, dass ich Frau Carsch auf der Station kennengelernt habe. Wir haben uns von Anfang an sehr intensiv unterhalten, und ich habe viele Parallelen entdeckt, nicht so prekär wie ihre, und das hat mich immer dermaßen erfüllt und ich war immer so begeistert, immer wenn ich mit ihr Gespräche hatte, und irgendwann habe ich sie gefragt, ob sie darüber in unserer Gemeinde einmal berichten möchte. Und dann ist sie zu uns gekommen, wir waren ein relativ kleiner Kreis, und nach kurzer Zeit war das eine Stille, und alle waren so ergriffen, und ich habe mich so gefreut, dass sie das damals gemacht hat und dass sie es heute noch einmal macht, dieser Vortrag war noch viel umfangreicher, viel mehr Tiefe war da drin, aber wir sprechen heute noch über den Vortrag damals, in meinem Freundes- und Bekanntenkreis ist Frau Carsch ein Begriff.“

„Frau Carsch, ich darf Sie ja schon einige Jahre begleiten, und ich muss sagen, als Frau Carsch nach Bethanien gezogen ist, da habe ich mich gefragt: hm, wieso geht diese aktive Frau eigentlich in ein Pflegeheim, aber ich muss sagen, jetzt, mit dem Besuchsdienst in St. Johannis, bin ich sehr froh, dass ich diese Dame hier so in meiner Nähe habe. Das hat uns allen unheimlich geholfen, und diese Verbindung ist gut, das möchte ich hier auch noch einmal betonen. Frau Carsch ist immer mit einem offenen Ohr dabei, man kann ganz viel von ihr lernen und muss sagen, was Sie vorhin aus ihrer Schulzeit berichtet haben, da waren Sie ja auch sehr offen, es wird immer etwas aus jemandem, und Sie haben so schön gesagt mit dem Licht, und mir geht es auch so, ich finde Licht ganz wichtig, und in den tiefsten, dunklen Stunden ist es für mich auch sehr wichtig, dass immer irgendwo ein Lichtlein herkommt. Und ich glaube, bei allen traurigen Sachen, die Sie jetzt gehört haben, die wir jetzt hier gemeinsam mit Frau Carsch verbracht haben, Sie haben viele Sachen erinnert: ich freue mich sehr, dass wir als Arbeitskreis Sie einladen durften und dass Sie hier heute so offen zu uns gesprochen haben. Vielen Dank!“